


Nr. 160. Bromberg, den 31. Juli 1928.

# Sohr der Knecht

ROMAN von ARNO FRANZ



(10. Fortsetzung. —— 

Unterwegs konnte sich der Fremde, der seine Augen überall hatte, die Frage nicht verkneifen: „Ist das der Voigt, der Hofmeister auf Finkenschlag war?"

„Ja, der war's", bestätigte Hannjörg und Sohr sah den Fremden mißtrauisch von der Seite an. Der Alte kam ihm nicht geheuer vor.

„Wie heißen Sie eigentlich, mein Herr, der Sie so genau Bescheid wissen über Finkenschlagsche Verhältnisse?" fragte er unvermittelt.

„Georg Friedrich", stellte sich der Fremde vor, „und daran sehen Sie, wie schnell Neuigkeiten in der Gegend herumkommen."

Claus strampelte neben Sohr her und griff nach seiner Rechten. „Darf ich mich bei dir führen, Sohr?"

„Ja, mein Junge."

Und nach einer Pause kam die Frage, die den Kleinen sichtlich bedrückte: „Sohr, du hast wohl stink'ge?"

„Was hab' ich?"

„Entschuldige — ich wollte sagen, schlechte Laune", verbesserte sich Claus und fragte dann weiter: „Voigt wollte wohl „Finkfink" was tun?"

„Das weiß ich nicht, mein Junge. Das muß ist erst feststellen."

„Ja —und dann verwamst du ihn nochmals, Sohr — aber feste!"

„Auch das weiß ich nicht, ob ich es tue."

„Aber der Voigt ist doch ein schlechter Kerl!"

„Deshalb muß man ihn doch nicht gerade verwamsen."

„Doch, Sohr! Schlechte Menschen müssen Schläge kriegen."

„Warum denn?"

„Die müssen gestraft werden."

„Ich dachte, sie müßten gebessert werden."

Das verstand nun Clausimann zwar nicht. Es mußte aber richtig sein, weil Sohr es sagte. Und so gab er sich zufrieden, nahm sich aber fest vor, gelegentlich mit der Mutter darüber zu sprechen. Die hatte ja ausdrücklich gesagt, daß schlechte Menschen gestraft werden müßten.

Mit dem Glockenschlag zwölf betraten die vier den Hof.

„So, da wären wir", wendete sich Sohr an den Fremden. „Nun können Sie Ihr Glück versuchen."

„Sie wollten mir doch behilflich sein", erinnerte dieser.

„Ich denke nicht daran, Herr Friedrich. Meine Ansicht habe ich Ihnen gesagt. Übrigens — haben Sie schon mal einen gesehen, der sich mutwillig die Hand abhackt? Ich nicht. — Komm, Claus, führe den Herrn zu Fräulein Kerst. Er hat mit ihr zu reden."

Wortlos nahm Claus den Alten bei der Hand und trabte mit ihm davon.

Sohr hatte seinen Pferden kaum noch ein Futter vorgeschüttet, da kam Claus schon wieder angefegt. Hochrot und ganz außer Atem. Es ging gar nicht schnell genug.

„Sohr, Sohr" — rief er schon von weitem — „denk' mal: Mamsell hat die Teller zerhauen — alles kaputt."

„Da hat sie wahrscheinlich wieder mal an mich gedacht, wie Mutti immer sagt."

„Nein, der fremde Mann hat sie erschrocken. Der fremde Mann— das ist überhaupt kein fremder Mann. Das ist ihr Vater. Der hat die Mamsell geküßt und Mutti steht dabei und lacht."

„Ist doch die Möglichkeit?!"

„Komm mit, Sohr! Die lassen sich gar nicht wieder los."

„Das werden sie schon tun. Sie können doch nicht bis abends im Flur stehen und sich küssen."

„Komm nur, Sohr, komm", drängte der Kleine — er brannte auf die Fortsetzung.

„Geh' nur, Junge! Meine Pferde —"

„Ich sag' dir's, was los ist. Ich will sehen, was sie jetzt machen", damit sauste er los.

„Scherben bringen Glück", dachte Sohr und seine Pferde fanden es bestätigt. Sie hatten eine doppelte Haferration bekommen — aus Versehen. Ihretwegen konnte die Mamsell die Teller jede Stunde zweimal zerschlagen.

„Duffel", sagte Sohr, als er nach seiner Kammer ging und meinte sich selbst damit.

Warum wohl?

Er dachte an den Brief, den er vor zwei Tagen zur Bahn gebracht hatte. Da hatte an „Herrn Georg Friedrich Kerst" darauf gestanden. Und deshalb sagte er noch einmal: „Großer Duffel!" Und glaubte es auch.

8.

Frau Kaden hatte Herrn Kerst zu Tisch geladen.

Ob sie das unter normalen Verhältnissen auch getan hätte, muß bezweifelt werden. Sicher — abgefüttert worden wär' der Alte schon, wahrscheinlich hätte er mit seiner Tochter essen dürfen. Die Verhältnisse waren aber nicht normal und deshalb machte die stolze Carla Kaden eine Ausnahme.

Was wollte Herr Kerst auf Finkenschlag? — daß ihn die Sehnsucht getrieben hatte, war nicht anzunehmen. Hatte er seine Grete so lange entbehren müssen, würde er die zwei Monate bis zu ihrer Heimkehr kaum an gebrochenem Herzen gestorben sein. Es mußten also andere Beweggründe vorliegen, die ihn zu dieser Reise veranlaßt hatten, und sie mußte sie zu erfahren suchen.

Sogar eine Mosel hatte Frau Kaden zum Essen spendiert und jetzt zum Mokka, der ölig aus dem messinggehämmerten Maschinchen lief, stand Curacao auf dem Tisch.

„Sie verstehen zu leben, Frau Kaden", sagte Kerst, der sich ungewohnt und steif in einen Gobelinsessel gebaut hatte und eine Zigarre zu bezwingen suchte, denn zu Hause rauchte er nur Pfeife.

Frau Kaden aber, die sehr liebenswürdig sein konnte, wenn sie wollte, nickte ihm lächelnd zu und dieses Lächeln war wie Sonnenschein im Maien.

„Ich ehre nur meine Gäste, Herr Kerst", sagte sie verbindlich und ihre Stimme klang weich, warm und voll. „Für gewöhnlich geht es recht spartanisch bei uns zu. Ihr Töchterchen wird das bestätigen können."

Fräulein Kerst — gnädig geduldet — machte große Augen. Töchterchen hatte sie gesagt und liebenswürdig war sie, die so kalt sein konnte, daß einer fror. Was veranlaßte die hochmütige Frau, sich so zu geben, wie sie sich gab? Wenn Frau Kaden aus sich herausging, mußte es sich lohnen. Ihres Vaters wegen machte sie bestimmt keine Umstände und Fräulein Kerst fühlte sich gar nicht behaglich. Ihr war, als müsse heute noch etwas geschehen, das ihr sehr, sehr weh tun würde.

Und nicht minder unbehaglich fühlte sich der Alte. Auf einer Treppenstufe oder Holzbank war ihm wohler, wie

in diesem weichen Sessel und ein gewöhnlicher Korn — wenn es schon Alkohol sein mußte — war auch eine andere Sache, als dieses weiße, dickflüssige, süße Zeug, das in hochstieligen, zerbrechlichen Gläschen auf silbernem Tablett dargeboten wurde, einem in der Nase brannte und an den Lippen klebte, so daß sich nach jedem Schluck das Taschentuch nötig machte, wenn man sich nicht der Zunge bedienen wollte. Gut schmeckte wirklich nur die Zigarre.

„Alle Tage ist kein Sonntag", zitierte Kerst, „auch auf Finkenschlag nicht. Das will ich wohl glauben. Aber schon die Tatsache, daß Sie Ihren Gästen so hübsche Dinge vorsetzen können, ist doch sehr angenehm. Bei mir zu Hause würden Sie dies vergeblich suchen. Wir in Westpreußen sind Bauern, Sie um Berlin herum Landwirte, daran wird es wohl liegen. Ihre Betriebe rentieren sich mehr wie unsere."

Da endlich war der Haken, an dem Frau Kaden anknüpfen konnte! Mit klingendem Lachen gab sie zur Antwort: „Rentieren! Lieber Herr Kerst, wenn Sie wüßten! Durchwürgen muß ich mich. Wenn alles glatt aufginge, wäre ich schon zufrieden. Mein Betrieb rentiert sich so, daß ich verpachten werde."

„Ich hörte davon."

„Schau, schau! Wie sich das herumspricht — bis Steinpöhl in Westpreußen." Das sagte sie scherzend und ebenso setzte sie hinzu: „Und nun wollen Sie mir gewiß einen Pächter präsentieren?"

„Das nicht, Frau Kaden. Aber Ihrem Pächter meine Tochter belassen, das will ich."

Jetzt wußte Frau Kaden, was sie wissen wollte. Einig also waren sich die Herrschaften untereinander und sie hatte nur ihren Segen zu geben. Das wollte sie sich denn doch noch sehr überlegen.

Ohne sich irgendwelche Verstimmung merken zu lassen, frug sie zurück: „Meinem Pächter? — Das muß ein Irrtum sein, Herr Kerst, ich bin immer noch um einen Pächter verlegen."

„Mir wurde erzählt, daß Herrn Sohr die Pachtung angetragen worden sei."

„Das schon — aber angenommen hat er noch nicht."

„Er dürfte aber annehmen."

„Das freut mich — und Fräulein Kerst will ihm helfend zur Seite stehen?"

Diese Frage richtete sie direkt an Fräulein Kerst, und diese brachte purpurrot ein kaum hörbares „Ja" zustande. Zu dumm — ihr war aber auch die Kehle wie zugeschnürt.

„Sie werden da noch manches zu besprechen haben, das Dritte nichts angeht", sagte Frau Kaden leichthin zu Herrn Kerst und erhob sich. „Ich will nicht stören, mein Zimmer steht Ihnen gern zur Verfügung" — und zu Fräulein Kerst gewendet: „Ich fahre nach Großsteinau, Fräulein. Zu Abend bin ich wieder zurück. Lassen Sie es an nichts fehlen."

Mit einer leichten Verbeugung gegen Herrn Kerst verließ sie das Zimmer und die beiden saßen wie die verprügelten Kinder auf den Plätzen und sahen ihr nach.

Fräulein Kerst fand zuerst die Sprache wieder. „Das letzte war Frau Kaden wirklich", sagte sie, „das erste schien sie uns."

Gib mir ein Glas Wasser, Gretel", bat der Alte, „mir ist nicht gut von dem Essen, von dem Mokka, von dem Likör und von der Frau. — In Steinpöhl ist es schöner."

Durch eines der Mädchen hatte Frau Kaden Sohr bestellen lassen anzuspannen und sie nach Großsteinau zu fahren.

„Aber im Zweisitzer" hatte sie dem Mädchen nachgerufen und jetzt stand der Wagen fahrbereit an der Treppe.

Der alte Kerst, der hinter der Gardine lugte, sagte: „Donnerwetter! Der Kerl hat seine Sache in Schuß. Das flimmert ja wie frisch lackiert. Das müßten die Steinpöhler mal sehen! Denen bliebe ja die Spucke weg mit Respekt zu sagen. — Und der Kutscher! Das knackt wie bei Soldatens und klappt wie in der Kirche."

Fräulein Kerst trat an das andere Fenster und spähte vorsichtig hinaus. Ihr drohte das Herz still zu stehen. „Sohr", sagte sie tonlos, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Sohr", wiederholte Herr Kerst. „Der Kutscher ist Sohr? Den hätte ich nicht wiedererkannt. Elegant sieht er aus. Das weiße Hemd und die helle Hose kleiden ihn gut. Er ist ein hübscher Mensch."

„Und muß nun mit der Herrin fahren. Im Zweisitzer! — Noch nie hat sie das von ihm verlangt", und heiße Tränen perlten der Enttäuschten über die Wangen.

„Das ist aber doch kein Grund zum Weinen, Mädel."

„Du kennst sie nicht, Vater."

„Wen?"

„Frau Kaden."

„Fürchtest du sie?"

„Ich weiß nicht."

„Liebst du ihn?"

„Ja."

„Und er?"

„Er ist gut zu mir."

„Und zu ihr?"

„Ist er respektvoll?"

„Und da weinst du?"

„Aber sie, Vater, sie will ihn! O, ich seh' ihr bis ins Herz. Ihr Hochmut ist nur Schein. Vor ihm, Vater, würde sie sich bis zur Erde beugen. Er kann noch kälter sein wie sie, noch rücksichtsloser! Das imponiert ihr. Er ist ihr überlegen, und das fühlt sie. Er dient und herrscht zu gleicher Zeit. Es geht alles hier nach seinem Willen und sieht doch aus, als ob es nach ihrem ginge. Er schiebt sie beiseite, und doch nimmt er sie gleichsam auf die Hände, hebt sie hoch und zeigt sie allen: „Das ist eure Herrin!" — O, der weiß, wie man's macht, Menschen unterzukriegen."

„So ist er berechnend?"

„Nein, Vater, gar nicht, dazu deutet ihm der Mensch zu wenig. Seine Art ist so!"

„Das verstehe ich nicht, Margret! Das verstehe ich ganz und gar nicht."

„Verstehst du's dann, wenn ich so sage: Er ist lieb und bescheiden wie ein Kind — aber die Art, wie er es ist, sagt: Ich bin es nicht, ich will es nur sein — nicht um dir zu gefallen, sondern um dir einen Gefallen zu tun. Er erhöht dich und drückt dich nieder und immer fühlst du ihn über dir."

Der Alte schüttelte den Kopf und wollte eben antworten, da trat Frau Kaden auf die Freitreppe. Fräulein Kerst wich zurück, doch Frau Carla hatte sie doch gesehen. — Sie lächelte und schritt wie eine Königin die Stufen hinab.

„In Weiß", sagte Fräulein Kerst, „ganz in Weiß! — So ist sie auch noch nicht ausgefahren. Sie tut's für ihn." Und wieder stieg es feucht in ihren Augen auf.

Da ging der Alte zu ihr hinüber und legte seinen Arm um ihre Schulter.

„Margret" — so nannte er sie immer, wenn ihm weh' ums Herz war — „Margret, sieh dir die zwei Menschen an. Paßt du zu ihnen? Die hat der Himmel füreinander bestimmt. Es sind zwei schöne Menschen."

Und Margret weinte an des Vaters Brust.

„Komm heim mit mir, Margret, heute noch! Komm mit. Hier wirst du nur Schmerzen dulden müssen und keine Freude haben. Hier scheint dir keine Sonne, Margret."

Doch Margret verneinte.

„Du findest dich hier nicht zurecht, Mädel. Nie! Sie drängt dich von ihm fort. Du wirst nie Fuß fassen hier. Und wenn du alles Glück hättest, würdest du doch immer hier fremd bleiben. Kämpfen und weinen, das wird dein Los sein."

„Laß Vater, laß! Dann ist es mir bestimmt. — Ich will bei ihm bleiben, ihm helfen und ihm etwas zu werden suchen — gelingt mir's nicht, dann komme ich heim. Gelingt mir's aber und weiß er Treue mit Liebe zu lohnen, dann komme ich erst recht, Vater. Und dann bringe ich ihn mit — für immer!"

„Ihr Frauen — Ihr Frauen! Daß eure Herzen so reich sind und euer Verstand so arm — das ist das Unglück auf Erden."

„Nur das Unglück, Vater?" — Denk an die Mutter! — Die schenken können, Vater, müssen mit dem Herzen leben."

Da nahm der Alte sein Mädel in die Arme und küßte es schweigend auf die Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Campagnanacht um Cäsar.

Von Gustav W. Eberlein-Rom.

Die Nacht ist stumm und groß. Weit in der Ferne, dort, wo Aneas landete an der Tibermündung, brennt es, dunkelrot und sengend, als sei ein Gestirn heruntergestürzt. Vielleicht nur ein Gehöft, vielleicht der erste jener den römischen Sommer durchbeizenden Steppenbrände. Es schmeckt nach Rauch, nach blutiger Walstatt.

Der Mond ist viel näher, er hängt wohl an einem Zirkusmast und scheint grell wie eine Azetylenlaterne, türkisch zurechtgeschnitten. Die Menschen eilen alle in dieser Richtung, stolpern, vom Theaterfieber gepackt, über das Travertinpflaster, zum Glück darf heute keine Biga verkehren. Zweitausend Jahre alt ist das Pflaster, zu beiden Seiten der Straße gähnen offene Gräber und abgedeckte Häuser, undeutlich sieht man die Mosaikbilder des Fußbodens heraufschimmern. Spät beginnt das Schauspiel, mitten in der Nacht, und die Römer haben schon eine gute Strecke hinter sich — zwanzig Kilometer vor den Toren liegt die Bühne. An der Cestiuspyramide kann man die

elektrische Ferntram nehmen, sonderbar unwirklich schattet sie über die Campagna.

Man gibt Cäsar.

Im römischen Theater der einzigen römischen Stadt, die bis zu dieser Stunde römisch blieb: in Ostia. Als man in der Asche vor dem Vesuv wühlte, da kamen mit Pompeji griechische Züge zum Vorschein. Als man die Lava am Meeresstrand aufbrach, da sah man erstaunt in ein hellenisches Gesicht, in die Landhäuser von Herkulanum. Erst als der Sand der Campagna abgedeckt wurde, dieses immensen Gräberfeldes, da wuchteten hoch die Säulen des Imperiums, da stiegen herauf Stock über Stock die gewaltigen Getreidemagazine, die Warenhäuser, die Hafenhallen, da tat sich auf der Mund von Rom, der Welthafen der Weltstadt.

Ostia hatte seine Tempel, seine Fora, seine Theater. Hatte? Nein, es hat sie noch. Dort in der Ferne, wo die wabernde Lohe leuchtete, dort steht offen der Tempel des Vulkanus, hier, unter dem Halbmond, wartet die immense cavea auf die Besucher, das Amphitheater. Es ist anzunehmen, daß unter den Tausenden von damals auch Cäsar war, denn in den letzten Zeiten der Republik, jener durch und durch verderbten Oligarchie, wurde es gebaut. Wir von heute, wir beschwören ihn herauf, er soll vor uns spielen. Zeigen, wie er das gemacht hat, das Regieren. An der Stätte seines Triumphes, am Hafen, wo er die Schiffe bestieg, die weltumsegelnden.

Ave Cäsar, dich grüßen, die dich bewundern!
Die leben, während du stirbst.

*

Zwischen dem Bär und der Kassiopeia, dem Himmelswagen und dem götthaft funkelnden W, zwischen den beiden schönsten Sternbildern liegt die Bühne. Ungeheure Pinienschirme daneben im Schwarzblau der Nacht, die erhabensten Baummonumente. Davor der grüne Halbkreis, dann aufsteigend Ring über Ring die schwarze Menge, aufgehellt durch helle Sommerkleidchen und graziöse Mädchenbeine, summend von Heiterkeit und Erwartung. Darüber — darüber — unsagbar dieses Darüber. Dieser gestirnte Himmel, aufwachsend aus dem Nichts, versinkend im Nichts. Glühwürchenhaft durchzuckt die gewaltige Kuppel von den Zigarettenköpfen.

Fanfaren. Ferne Trompetenstöße. Kaltes Aufleuchten von Stahl im wachsenden Mondschein. Eine abgebrochene Säule, vielleicht ein Meilenstein. Und plötzlich ein erwachendes Heer, ein murrendes, ein meuterndes Heer. Fackeln. Die römischen Adler.

Fahnen. Überall das S. P. Q. R. Senat und Volk von Rom, wenngleich an den Grenzen Italiens, am Rubikon. Weiter, noch weiter, nein, jetzt wollen die Soldaten nicht mehr, sie sind müde, zwanzig Jahre, dreißig und mehr furchtbarsten Kriegsdienstes brennen in ihren Narben. Wo sind die verheißenen Landstriche, wo das Beutegold? Fern wie Heim und Herd. Mag Cäsar allein vorwärtsstürmen ins Ungewisse, sie gehen nach Hause.

Böse Nachrichten von Rom. Die Freiheit bedroht, die Republik. Auf welcher Seite steht der Feldherr? Cäsar, wir fragen dich: mit wem hältst du's?

Drückendes Schweigen. Unterhandeln. Da — ein Bote, atemlos: Cäsar in Acht, zum Feind des Vaterlands erklärt!

Nun, meine Freunde? Jetzt frage ich! Jetzt sage ich euch: Ja, nach Hause, aber gegen Rom! Hinüber über den Rubikon!

Und alle, alle folgen. Sein Stern ist im Steigen.

Der Marsch auf Rom!

Unruhe greift den Zuschauern ans Herz, Beziehungsweises macht sie aufhorchen, da und dort formen sich die Lippen zu einem Evviva, die Handflächen klatschen aufeinander.

Cäsar in Rom, Cäsar im Parlament, „in dieser cloaca maxima der Republik!" Wie rief doch Mussolini aus? „Aus dieser aula sorda e grigia, ein Biwak hätte ich machen können für meine Schwarzhemden aus dieser dumpfen und dunklen Aula!"

*

Der Senat. Lächerlich, was uns antibegeisterte Pädagogen erzählten in unseren heiligsten Jugendjahren von den „edlen Römern", den „Herrschern der Welt", dem „ehrwürdigen Senat". Mord, Blut, Halunkerei, nichts anderes bewegte die meisten dieser Senatoren, vor Christus und nach Christus, furchtbarste Verderbtheit war die Republik, grausigste Niedertracht das Kaisertum. Mit Menschen müßte man die Fische, mit Menschen mästeten sich die „Großen".

Aber für all das Grauen hatte man schöne Worte. Cicero duftete auch in dieser Nacht vor Pomaden. Cassius machte Theater. Cato hat es immer anders gemeint. Brutus dreht den Daumen bald nach oben, bald nach unten, wenn er an Cäsar denkt

Cäsar: brutal ehrlich, Schnatur ohne Skrupel, abergläubisch wie Wallenstein, immer anders, als ihn die höheren Töchter sehen.

Cäsar immerhin noch in der Toga, was zu bemerken im Zeitalter des befrackten Hamlet und des Cäsars in Shawhemdärmeln vielleicht nicht überflüssig ist. Und da fühlt man gleich, daß er den vielen Senatstogen nicht gewachsen ist. Sollte sich auf den Waffenrock beschränken. Zu allem Unstern hat er aber ein Faible für diesen Jüngling Brutus, stärker noch als für seine Calpurnia und sogar die Kleopatra, die, etwas unmotiviert, auf einem Tragbett vorüberschwebt. Kaum hebt sie den Kopf, den nachtblau umfluteten, denn sie trägt keine Bubifrisur, ertappt man sich dabei, wie man nach ihrer Nase schielt. Dieser berühmten Nase, Sie wissen doch, die die ganze Weltgeschichte anders gestaltet hätte, wenn es damals schon Paraffineinspritzungen gegeben hätte.

Nun, es kommt, wie es kommen muß. Der Verfasser, selbst ein römischer Senator, Enricco **Corradini**, hat der Geschichte keine nennenswerte Gewalt angetan. Man sagt ihm nach, er hätte seine schon vor einem Menschenalter geschriebene Tragödie ein klein wenig nachträglich, nach dem anderen Marsch auf Rom, ergänzt. Parallelen hineingeschmuggelt. Das ist natürlich Unsinn, historische Parallelen kann man nicht fabrizieren.

*

Was aber diesen Cäsar aus dem nüchternen Rahmen der Geschichte heraus und über die Pennälerdramen erhebt, das ist die in ihm verkörperte Idee der unsterblichen Roma. Kein künstlich gesteigerter Übermensch, ein Mann und Held, der nur, und hier begegnet er sich allerdings mit Mussolini, seinem Vaterland lebt. „Seine Apotheose wird dauern von Säkulum zu Säkulum, seine überragende Größe wird seinem Geschlecht Vorbild und Ansporn sein . . ."

Zwischen Bär und Kassiopeia schoß raketenhaft ein Gestirnteilchen auf, durchmaß den Raum und erlosch spurlos, als Cäsar erdolcht vor der Statue des Pompeius zusammenbrach. Für diesen Regieeinfall zeichnete niemand verantwortlich. Es war der Himmel selber, der sprach.

Unter diesem gewaltigen Himmel muß alles kleiner, kleinlicher erscheinen als auf unseren wohlüberdachten Bühnen. In diesem Raum, der tönt vor Ursitte und Zeitlosigkeit, wollen die Trompeten nicht so recht heraus. Es gibt kein Schicksal, das uns erschüttern könnte im Anblick der Kassiopeia. In Fleisch und Blut saß Cäsar auf diesen gleichen Stufen, vor denen heute sein Hadesschatten spielt, Jahrtausende zogen vorüber an dem Himmelswagen — Schnuppen, Schnuppen, nichts als Sternschnuppen.

Rom nicht, eines nur ist unsterblich: der **gestirnte Himmel über uns.**

---

# Auf schiefer Ebene.

Von Dr. **Arthur Berger.**

Seit dem Kriege hat der **Sport** — wie in aller Welt — so auch in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung genommen.

Es ist dies voll und ganz zu begrüßen, trägt der Sport doch zweifellos sehr zur Ertüchtigung des Menschen bei; er gibt ein Gegengewicht gegen die stetige Zunahme von Verweichlichung und Luxus.

Leider bildet sich aber in neuerer Zeit die **Sucht** heraus, **Rekorde** zu schaffen. Der Selbstzweck des Sports geht allmählich verloren, ein Wettlauf nach Spitzenleistungen hat eingesetzt. Aber leider nicht im richtigen Sinne. Wohl soll das Höchste geleistet, aber es darf nicht gesucht werden, durch Nüanceirungen immer neue Rekorde zu erreichen. Dazu kommt, daß unsere heranwachsende Jugend auf dem Abwege ist: sie erblickt vielfach im Sport das Höchste, vergißt dabei, daß es letzten Endes doch auch noch etwas anderes gibt als bloße körperliche Kraft und Geschicklichkeit.

Sport, körperliche Betätigung wurde — einige verhältnismäßig kurze Zeitperioden ausgenommen — von allen Völkern hoch geschätzt. Aber vor einem Zuviel ist zu warnen. Von den Griechen haben wir die Bezeichnung der „**Olympiade**" übernommen. Vergessen wir aber nicht, daß die Griechen in ihren Gymnasien nicht nur körperliche, sondern auch **geistige** Ausbildung pflegten.

Wir sind in den letzten Jahren auf den Abweg des Amerikanismus gekommen. Darin liegt für europäische Verhältnisse eine große Gefahr. Wohl ist vielleicht in früheren Zeiten bei uns auf geistige Ausbildung zu viel, auf körperliche Entfaltung zu wenig Wert gelegt worden. Aber wir dürfen nun nicht in umgekehrter Richtung über das Ziel hinaus schießen. Wenn wir heute die Zeitungen durchblättern, so finden wir, daß für Sport oft viele Spalten zur Verfügung stehen, für die Besprechung von Büchern z. B. aber nur wenige Zeilen. Und gehen wir weiter.

Wenn wirklich erfahrene Forscher daheim in Laboratorien oder in jahrelanger mühsamer Arbeit in fernsten ungesunden Gegenden unter täglicher Einsetzung ihres Lebens — wie es der jetzt aus Asien nach 2½jähriger Arbeit krank zurückkehrende Forscher Filchner getan hat — gearbeitet haben so werden die Leistungen solcher Männer oft gar nicht oder nur ganz kurz erwähnt. Ist es dagegen einem Manne gelungen, eine Kugel fünf Zentimeter weiter zu werfen als der bisherige Weltmeister, so prangt sein Bild unter spaltenlangen Artikeln, und sein Name ist eingegraben in eherne Tafeln wie für alle Zeiten.

Rekord! Rekord! Weltmeisterschaft, das ist leider die Parole, die sich immer mehr breit macht. Hier müßte endlich einmal Halt geboten werden. Wohl soll mit aller Macht der Sport gefördert werden, aber nicht nur der Sport hat seine Berechtigung. Denn wir wollen nicht vergessen: nicht die Muskelkraft, sondern das Gehirn war es, das Deutschland einst die Stellung in der Welt errungen hat.

Wenn die Völker bei dem allgemeinen Wiederaufbau immer mehr im friedlichen Wettbewerb vorwärts zu kommen suchen, so wird letzten Endes dasjenige Volk Sieger sein, das mit gesundem, kräftigem Körper seine geistigen Fähigkeiten erhalten und weiter gebildet hat.

## Anekdoten um Friedrich den Großen.

**Erzählt von Wilfried Diehard.**

In den letzten Jahren seiner Regierung, als der große König schon recht gebrechlich war, ordnete er eines Tages — es war Winterszeit — an, daß am nächsten Morgen die Exerzierhäuser inspiziert werden sollten und man ihm sein Reitpferd vorführen möchte. Nachts setzte aber sehr starke Kälte ein, und gegen Morgen erhoben sich heftiger Wind und Schneegestöber. Der General vom Dienst meldete dies dem König, der sich gar nicht wohl fühlte, und fragte, ob der König nicht lieber fahren wollte. Friedrich aber erwiderte sehr erregt: „Wie kann Er mir nur so etwas zumuten? Wenn jetzt Krieg wäre, müßte ich ja auch unterwegs sein!“

„Auch dann könnten Ew. Majestät bei so schlechtem Wetter im Wagen fahren!“

„Herr General, weiß Er, wenn ich fahre, fährt die ganze Armee!“

Ungeachtet des schlechten Wetters stieg der König zu Pferde und inspizierte die Truppen.

*

Nach einer Parade in der Friedenszeit verlieh der König einem jungen Offizier einen Orden. Der also Ausgezeichnete war aber gar nicht davon begeistert, sondern erklärte seinem obersten Kriegsherrn: „Majestät, nur auf dem Schlachtfelde darf ich einen Orden annehmen!“

„Sei Er kein Narr“, entgegnete lächelnd der König, „seinetwegen kann ich doch keinen Krieg anfangen.“

*

Da der alte Fritz viel schnupfte, stand auf jedem Kamin seines Schlosses eine Schnupftabakdose. Als er eines Tages im Park spazieren ging und zufällig in eins der offen stehenden Fenster sah, bemerkte er einen Pagen, der sich unbeobachtet glaubte und sich etwas Schnupftabak aus einer Dose nahm. Nach geraumer Zeit ließ sich der König die Schnupftabakdose bringen und forderte den Pagen auf, sich eine Prise zu nehmen. — „Wie gefällt dir der Tabak?“ fragte der König den verwirrten Pagen.

„Ausgezeichnet, Majestät.“

„Und die Dose?“

„Die ist ganz entzückend.“

„Nun, dann nimm sie dir,“ sagte der König, — „für zwei ist sie nämlich zu klein.“

*

Eines Tages meldete sich beim König ein Kandidat des Predigeramtes, der gern Prediger werden wollte, sich aber immer zurückgesetzt fühlte, da er keine guten Beziehungen hatte. Friedrich unterhielt sich längere Zeit mit ihm, und da der Kandidat einen guten Eindruck machte, trug ihm der König auf, am kommenden Sonntag über einen Text zu predigen, den er erst in der Kirche erfahren sollte.

Der Gottesdienst begann, — der Kandidat bestieg die Kanzel und sprach Gebet und Vaterunser, da endlich überreichte ihm der Kirchendiener einen versiegelten Brief. Als er aber den Brief öffnete, fand er nichts darin.

Der Prediger sah hinüber zum König, der zugegen war, und begann seine Predigt: Hier ist nichts, und da ist nichts — aus dem Nichts hat Gott die Welt erschaffen. So spreche ich denn über das inhaltreiche Wort — Nichts.

Die Predigt aber war so vorzüglich, daß der König veranlaßte, den Kandidaten sofort anzustellen.

*

Dem Oberstallmeister Schwerin schenkte der Große Friedrich einst eine Schnupftabakdose mit dem Bildnis eines Affen. Schwerin ließ den Affen herausnehmen und dafür das Bild des Königs einfügen. Als er eines Tages mit der Dose in der Hand beim König vorbeitänzelte, fragte ihn der König: „Die Dose gefällt Ihm wohl?“

„Wie alles aus den Händen Eurer Majestät, besonders wenn es dero Bildnis trägt.“

Das ist stark, dachte der König und ließ sich die Dose reichen. Als er sein wohlgelungenes Bild sah, meinte er lachend: „Er alter Pfiffikus, da hat Er ein besseres Bild“, und überreichte ihm eine Brillantdose.

## Der Narr Sokrates.

Hinter Sokrates läuft ein Mann mit einer Hacke her und verfolgt einen anderen Mann, der die Straße herunter an Sokrates vorbeirennt.

„Haltet ihn, haltet ihn!“ ruft der Mann Sokrates zu. Sokrates schreitet geruhsam weiter.

„Mensch!“ ruft der Mann mit der Hacke, „warum hieltest du ihn nicht fest? Er ist ein Totschläger.“

„Ein Totschläger? Was verstehst du darunter?“

„Stell dich nicht so dumm. Ein Totschläger ist ein Mann, der tötet.“

„Ein Metzger also.“

„Alter Narr! Ein Mensch, welcher einen anderen tötet.“

„Ach so, ein Soldat.“

„Dummkopf! Ein Mensch, welcher einen anderen in Friedenszeiten tötet!“

„Ich verstehe, ein Scharfrichter.“

„Esel! Ein Mensch welcher einen anderen in dessen Haus umbringt.“

„Richtig, ein Arzt.“

Der Mann mit der Hacke macht kehrt in der Meinung, einen Irren vor sich zu haben.



## Bunte Chronik



*** Der Haarkünstler als Psychologe.** Frauen muß man nicht nur zart, sondern auch psychologisch behandeln! Diese Erkenntnis ist die Grundlage zu den verblüffenden Erfolgen gewesen, deren sich Manuel, der Liebling der vornehmen Damenwelt, der beliebteste unter den zahlreichen Pariser Figaros, zu erfreuen hat. Manuel ist ganz up to date, und um die Eigenart und die Bedürfnisse seiner schönen Klientinnen, unter denen sich eine große Anzahl von Ausländerinnen, namentlich Amerikanerinnen, aber auch Spanierinnen, Däninnen und Schwedinnen befinden, ganz eingehend zu studieren, hat er eine Weltreise unternommen, von der er kürzlich zurückgekehrt ist. Er behauptet, daß man, um ein wirklich guter Damenfriseur zu sein, die verschiedenen Frauentypen in ihrer heimischen Umgebung sehen müsse, um den ihnen entsprechenden Stil in der Haartracht, der Schönheitspflege usw. zu finden. Übrigens tritt er energisch der Behauptung entgegen, daß die Damenwelt durch die Mode des Bubikopfes und der immer noch ein wenig kürzer werdenden Haartracht Gefahr laufe, früher oder später das Schicksal der Herren in bezug auf die drohende „Glatze“ teilen zu müssen. Er konstatiert im Gegenteil, daß infolge der Kurzhaartracht eine Gesundung und Kräftigung manches bis dahin „notleidenden“ Haarwuchses zu verzeichnen sei. Großen Einfluß habe dagegen die seelische Verfassung der Bürgerinnen auf den Zustand ihres „Hauptschmuckes“. Manuel behauptet, aus dem Glanz und der Farbe des Haares ohne weiteres seine Schlüsse auf die psychischen Eigentümlichkeiten seiner „Patientinnen“ ziehen zu können. Man kann hier wirklich von Patientinnen sprechen, denn Manuel befaßt sich mit Vorliebe mit der Restauration erkrankter Haare. Originell und ebenfalls von psychologischen Erwägungen geleitet ist die Art, wie Manuel seine Kundinnenwerbung betreibt. Er inseriert nicht etwa wie andere Haarkünstler, daß er die beste Arbeit, die niedrigsten Preise, die zuvorkommendste Bedienung usw. zu bieten habe, sondern er macht bekannt, daß er wöchentlich nur eine beschränkte Anzahl Klientinnen empfange und auch diese nur gegen vorherige Vereinbarung. Die Folge davon ist, daß die Damen sich darum reißen, in Manuels Salon zugelassen zu werden und daß die Prozession der Behandlungslustigen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht kein Ende nimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.